

# SELEKTIVE WAHRNEHMUNG

Erinnerung und Nachwirkung der Weltkriege in Europa

## SÖNKE NEITZEL

Geboren 1968 in Hamburg, Lehrstuhl für  
International History an der London School  
of Economics and Political Science.

**Heutzutage hat man es in London leicht. Deutschland ist so beliebt wie nie zuvor, die Flüge nach Berlin sind ausgebucht, deutsche Autos sind unglaublich populär und die Bundesrepublik erscheint als bewunderte wirtschaftliche Supermacht.**

Von der Leistungskraft Deutschlands ist jedermann überzeugt. Die Stimmung ist so gut, dass man es den Deutschen noch nicht einmal übel nahm, dass im Mai 2013 gleich zwei deutsche Fußballmannschaften auf dem heiligen Rasen von Wembley um die Trophäe der Champions League spielten. Allerdings bleiben gehörige Restzweifel: Die Deutschen scheinen Europa zu lieben, es wirtschaftlich gar dominieren zu

wollen, gleichzeitig aber vor der politischen Führungsverantwortung zurückzuschrecken. Dies zeige sich insbesondere dann, wenn es irgendwo auf der Welt zum Krieg kommt. Dann sind die Deutschen anscheinend immer dagegen. Kämpfen sollen die anderen, Hauptsache, der deutschen Wirtschaft geht es gut.

Den Briten fällt es manchmal schwer, ihre vielfach schiefe Wahrnehmung Deutsch-



Die Sängerin Susan Boyle (Mitte), bekannt aus der Castingshow „Britain's Got Talent“, unterstützt am 6. November 2013 den „Scottish Poppy Appeal“ in Glasgow. Die „Poppies“ (Mohnblumen) erinnern an den Ersten Weltkrieg.  
 © picture-alliance/StockPix, Foto: Johnny Mclauchlan

lands auf einen Nenner zu bringen. Und dieser Befund führt uns zurück auf die zentrale europäische Erfahrung des 20. Jahrhunderts: die Weltkriege und deren Folgen, die mit der europäischen Einigung eigentlich überwunden schienen. Will man die Probleme Europas verstehen, muss man sich immer wieder vergegenwärtigen, was zwischen 1914 und 1945 geschah und vor allem, wie die europäischen Staaten mit dieser Erblast umgegangen sind.

Die Rolle der Weltkriege im kollektiven Gedächtnis Großbritanniens ist schnell zu erfassen, am besten im November. Zur Erinnerung an den Waffenstillstand am 11. November 1918 tragen Millionen Briten eine kleine Mohnblume am Revers, die „Poppy“. Zugleich spendet man für die kriegsversehrten Soldaten. Etwas Vergleichbares gibt es in Deutschland nicht. Der Kult um die militärische Vergangenheit und die Opfer der Kriege ist bei den Briten im öffentlichen Raum hingegen überall sichtbar, und dies nicht nur am *Remembrance Day*. Die Kirchen etwa sind wahre Schreine für traditionsreiche Regimenter und die gefallenen Soldaten

der letzten Jahrhunderte. Großbritannien ist stolz auf seine Geschichte und wohl auf nichts stolzer als auf die eigenen Soldaten der Weltkriege. Betritt man in London eine Buchhandlung, stellt man als Deutscher überrascht fest, dass es immer auch eine prominente Sektion „Military History“ gibt. Und dort stehen Werke über die Luftschlacht um England, den Kampf gegen Rommel in Nordafrika und die Landung in der Normandie. Noch zahlreicher sind die Bücher über den Ersten Weltkrieg, den „Great War“, zumal jetzt, wo der 100. Jahrestag des Kriegsausbruchs ansteht. Stets ist es eine Heldengeschichte, die hier präsentiert wird – und zwar eine Heldengeschichte der weißen Briten. Die Weltkriege sind eine Metapher zur Konstruktion einer siegreichen, homogenen Nation, einer *nation of winners*. Und je mehr Großbritannien in die heftig umstrittenen Kriege im Irak und in Afghanistan verwickelt wurde, desto größer wurde das Bedürfnis, sich als Siegernation zu sehen, die stets für das „Gute“ kämpfte. Da ist insbesondere der Zweite Weltkrieg das ideale Vorbild. Aber auch der Erste Weltkrieg



Die britische Königsfamilie am 10. November 2013 anlässlich des „Remembrance Day“ in London. Auch sie trägt die „Poppies“.  
© picture-alliance/ZUMA Press, Foto: I-Images

gilt vielen Briten als gerechter Krieg, geführt gegen ein finsteres Deutsches Reich, glaubt man etwa dem populären Journalisten Max Hastings.

Niederlagen und Verbrechen der eigenen Streitkräfte – von denen wir in Deutschland heute so selbstverständlich, aber auch selbstbezogen sprechen – kommen bei den Briten nicht vor. Als Wissenschaftler ist es natürlich ein Leichtes, festzustellen, dass solche Geschichtsbilder höchst selektiv sind. Als reflektierter Bürger mag man sich mehr Komplexität im Umgang mit der Geschichte wünschen.

### **IDENTIFIKATION UND KONFRONTATION**

Allerdings darf nicht vergessen werden, dass diese selektive Wahrnehmung eine wichtige gesellschaftliche Funktion erfüllt, indem sie der Bevölkerung eine positive Identifikation mit der eigenen Nation ermöglicht; in Großbritannien ebenso wie in Frankreich, in Polen, Russland – eigentlich überall in Europa und in der Welt. Dass man in Deutschland

ganz anders mit der eigenen Geschichte umgeht, ist offensichtlich, und die Gründe hierfür liegen auf der Hand: Die Erinnerung an die eigene Vergangenheit wird hierzulande dominiert von der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und an das Dritte Reich, konkreter an die Verbrechen, die im deutschen Namen geschehen sind. Dieser Schlagschaten ist so groß, dass selbst der Erste Weltkrieg davon weitgehend verdeckt wird. Und: Die Erinnerung hierzulande ist komplexer als in anderen Ländern. Man stand nämlich vor der Frage, wie eine denkbar negative Geschichte Identifikation stiften kann. Nun, in den 1950er- und 1960er-Jahren nahmen sich die Deutschen vor allem selbst als Opfer des Krieges wahr, Opfer eines Diktators und eines verbrecherischen Regimes, mit dem man nicht viel zu tun hatte. Es wurde geschwiegen über die Verstrickung Millionen Deutscher und ihre Untaten, ebenso wie in anderen Ländern, wo kaum über Kollaboration und Verbrechen gesprochen wurde. In Westdeutschland änderte sich dies in den 1970er-Jahren und führte dann Schritt für Schritt zu einer

im internationalen Vergleich einmalig schonungslosen Konfrontation mit den dunklen Seiten der eigenen Geschichte. Dies hat es den Deutschen erleichtert, nach dem Zivilisationsbruch wieder ihren Platz in der Welt zu finden und heute, positiv gewendet, auch stolz auf die eigene Aufklärungsarbeit zu sein.

## GRUNDFARBE GRAU

In den anderen Ländern gab es diese Notwendigkeit zur Konfrontation mit den dunklen Seiten der eigenen Geschichte nicht in gleicher Weise. Sei es, weil sich vermeintlich genug positive Aspekte fanden, man zum Kreise der Sieger gehörte oder nach dem Krieg eine vollkommen zerrissene Gesellschaft zusammenzuführen war, so wie etwa in Italien. Hier nutzte man den Mythos vom breiten Widerstand gegen die brutale deutsche Okkupation im Zweiten Weltkrieg zur gesellschaftlichen Stabilisierung und klammerte alle negativen Aspekte systematisch aus. In Russland hat man nach einer kritischeren Diskussion während der Jelzin-Jahre wieder zur alten Heldenerzählung zurückgefunden. Der Erste Weltkrieg ist hier sowieso weitgehend vergessen, und der Große Vaterländische Krieg ist nach wie vor das wohl wichtigste identitätsstiftende historische Ereignis. Eine kritische Aufarbeitung der eigenen Geschichte ist in Russland derzeit unvorstellbar.

So unterschiedlich Russland, Großbritannien und Deutschland in ihrem Umgang mit den Weltkriegen sind, so sehr folgt die kollektive Erinnerung doch überall demselben Muster: Es ist eine Reduktion von Komplexität und Widersprüchen auf griffige Formeln und damit eine Kultur des Verschweigens und Weglassens – übrigens auch in Deutschland. Heute stehen fast ausschließlich die Verbrechen des deutschen Militärs im Zentrum der öffentlichen und der wissenschaftlichen Diskussion, und man spricht wenig über andere Seiten des Krieges, etwa den Soldatenalltag jenseits der Gräueltaten. Dies führt auch dazu, dass das Bild von der männlichen deutschen Gesellschaft der Weltkriege allzu verzerrt ist. Unverständlich erscheint insbesondere jüngeren Menschen das Handeln ihrer Großväter und Urgroßväter, die offenbar vor allem damit beschäftigt waren, Verbrechen zu begehen.

Unser moralisch getrübtter Blick verhindert somit vielfach, diese Zeit und vor allem den Krieg zu verstehen und uns der Erkenntnis zu stellen, dass die Grundfarbe der Geschichte eben doch grau ist.

Erkenntnisse darüber, wie selektiv sich die europäischen Gesellschaften an die Weltkriege erinnern, sind keineswegs nur für Historiker und Sozialpsychologen interessant. Denn der „impact“ der Weltkriege auf die Realpolitik ist nach wie vor ungebrochen – ja, vielleicht ist er größer denn je. Man denke nur an die Europapolitik. Es war die desaströse Erfahrung der Weltkriege, die Franzosen und Deutsche nach 1945 zusammenbrachte und sie durch alle Krisen der Europäischen Gemeinschaft (EG) und der Europäischen Union (EU) trug. Konrad Adenauer und Jean Monnet, Helmut Schmidt und Valéry Giscard d'Estaing, Helmut Kohl und François Mitterrand: Als Angehörige von Kriegsgenerationen waren sie – bei all ihren Unterschieden – davon überzeugt, dass nach dem Zeitalter der Weltkriege eine Epoche der europäischen Kooperation begründet werden müsse. Sie haben einen Geist zementiert – insbesondere jenen der deutsch-französischen Freundschaft, der Europa in allen Krisen der 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahre verband.

Großbritannien konnte dagegen nie so recht nachvollziehen, was das ganze Gerede vom geeinten Europa soll, und so gab es auch keine großen Gesten der Staatschefs deutscher und englischer Politiker. Die Briten haben die Zeit von 1914 bis 1945 ganz anders erlebt als Deutsche und Franzosen. Durch England marschierten keine Millionenheere, es gab keine Verwüstung weiter Landstriche. Gewiss ist besonders die Erfahrung der Materialschlachten des Ersten Weltkrieges auch in Großbritannien tief verwurzelt, weil Hunderttausende junge Männer von skrupellosen Generälen in einen sinnlosen Tod geschickt wurden. Die Briten verloren freilich in den beiden Weltkriegen zusammen genommen weniger Soldaten als die Deutschen in den vier Kriegsmonaten des Jahres 1945! Anders als die Franzosen mussten die Briten den Krieg auch nicht auf ihrem Territorium führen. Mental blieb der Kontinent weit weg, und dies galt auch für den Zweiten Weltkrieg. Die *bloodlands* des Krieges lagen in Osteuropa, in Polen, in Weißrussland, nicht in



Sussex oder Devon. So sind viele Briten der Meinung, dass sie eine Art Sonderkrieg innerhalb des Totalen Krieges der Kontinentaleuropäer führten. Es fehlte ihnen also von Anfang an die zentrale Erfahrung, die Europa zusammenschweißte, und der EG-Beitritt 1973 war eher eine Folge innenpolitischer Probleme als ein später Reflex zurückliegender Kriegserlebnisse. Die historische Erfahrung ist ein wesentlicher Grund, warum Großbritannien seine emotionale Distanz zum Kontinent bis heute gewahrt hat.

Die Zurückhaltung der Briten, sich in eine europäische Meistererzählung einzureihen, öffnet den Blick auf einen weiteren wichtigen Befund: Eine Geschichtsgemeinschaft ist Europa nie gewesen – trotz aller Erfolge der deutsch-französischen Aussöhnung. Das Interesse an EG und EU war daher immer sehr unterschiedlich fundiert und wurde von teilweise geradezu gegensätzlichen Überlegungen gespeist. Erinnern wir uns daran, dass es für Frankreich seit den Tagen der Gründung der Montanunion vor allem auch darum ging, Deutschland zu kontrollieren und durch die Kooperation mit Deutschland an Macht zu gewinnen. Für die Deutschen gab es hingegen nur wenig zu verlieren und viel zu gewinnen. Die europäische Einigung bedeutete immer auch, nach dem Verlust zweier Weltkriege wieder ein Stück Normalität zurückzugewinnen. Die Idee eines geeinten Kontinents nährte den Glauben, ja geradezu die Ideologie, dass der Nationalstaat in den Mülleimer der Geschichte gehöre, womit auch das deutsche Dilemma – zu groß zu sein für ein europäisches Gleichgewicht, aber zu klein, um als Hegemon den Kontinent zu dominieren – erstmals gelöst zu sein schien. Doch der Nationalstaat war nie tot, trotz der Fortschritte Europas. Er blieb außerhalb Deutschlands der entscheidende Referenzrahmen. Und dies trotz der ganz greifbaren Vorteile, die die Europäer durch die schrittweise Einigung erfahren haben.

Heute hat die europäische Idee erheblich an Strahlkraft verloren und scheint außerhalb der Bundesrepublik Deutschland vor allem von der Idee getragen zu sein, die deutsche Finanz- und Wirtschaftskraft zu vergemeinschaften. Die Wirkmächtigkeit der Weltkriege lässt nun – 100 Jahre

nach dem Ausbruch des Ersten und 75 Jahre nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – nach. Gewiss werden die alten Feindbilder hervorgekramt, wenn dies aus innenpolitischem Anlass nützlich erscheint. Eine außenpolitische Wirkung lässt sich damit aber kaum mehr erzielen. Der zeitliche Abstand führt freilich auch dazu, dass die europäische Idee an Kraft einbüßte und nun das Nationale wieder betont wird – was im Übrigen auch in der Erinnerung an die Weltkriege deutlich wird. 2014 werden Frankreich und Großbritannien aus aktuellem innenpolitischem Anlass vor allem an nationale Stärke und Geschlossenheit appellieren. Von einer gemeinsamen Kriegserfahrung der europäischen Völker dürfte hingegen kaum die Rede sein. Dabei wäre der hundertste Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs der ideale Anlass, die Idee Europas neu zu beleben.

### **GEMEINSAMKEIT IN DER GESCHICHTE**

Die Selbstzerfleischung des Kontinents von 1914 bis 1945 war für alle Staaten der EU die traumatischste Erfahrung ihrer jüngeren Geschichte. Anstatt in nationale Meistererzählungen zurückzufallen, sollte das Verbindende einer Erfahrung herausgestellt werden, die ein ganz wesentliches Charakteristikum Europas darstellt und die es von anderen Regionen der Welt abgrenzt. Tod, Verbrechen, Zerstörung, aber auch Scham und Schuld betrafen eben nicht nur die Deutschen, sondern die allermeisten Europäer, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. In der Forschung wird diese Zeit differenzierter denn je betrachtet. Die alten Schemata von Gut und Böse weichen mehr und mehr. Das beste Beispiel ist der Kriegsausbruch 1914 selbst. Er wird heute zumeist nicht mehr als die Schuld eines Staates – Deutschlands oder Österreich-Ungarns – gewertet, sondern vielmehr als Folge einer europäischen Krise. Diese Interpretation, unlängst von dem Cambridge Historiker Christopher Clark in seinem Buch *Sleepwalkers* mit Kraft vorgetragen, böte etliche Anknüpfungspunkte für das aktuelle Projekt Europa. Doch leider sieht es so aus, als ob die große Chance vertan wird, und zwar nicht nur in Paris oder London, sondern gerade auch in Berlin. *Nous verrons.*